

Zumindest gilt dies sehr oft für karriere- und kulturbeflissene Familien. Hier wird eine andauernde innere Friedlosigkeit erzeugt, denn die Leistung der eigenen Kinder steht im Vergleich zu der der jeweils anderen. Die Szene wird von Konkurrenz und Wettbewerb beherrscht. Was ist mein Marktwert? Wie steche ich meinen Konkurrenten aus? Vor solch einem Hintergrund entsteht, Winnicott folgend, das »falsche Selbst«. Und das ist wegen der inneren Friedlosigkeit sucht- oder dopinggefährdet.

Kinder werden aber – das können wir den Eltern, die sich um die Lebensstüchtigkeit ihres Kindes sorgen, vorab schon zusichern – mit Entdeckerlust und Interesse an erkenn- und beeinflussbaren Funktionszusammenhängen bereits geboren.

Daher suchen sie auch im Laufe ihrer Entwicklung Spielsituationen, die einen zunehmenden Anforderungscharakter aufweisen: Balancieren, Klettern, Schwimmen, Malen, Kneten, Fahrradfahren; kooperierend Buden bauen, bei der Essenszubereitung helfen, elterliche Werkzeuge und Computer nutzen ... Die Lebensfreude eines Kindes schließt die lustvolle Welt- und Selbsterfahrung vermöge zunehmender motorischer und kognitiver Fähigkeiten mit ein. Hierdurch entsteht ein positiver Zirkel, durch den diese Fähigkeiten noch weiter gefördert werden. All das mag zusammen mit den damit verbundenen Beziehungserfahrungen schon viel von einem »wahren Selbst« ausmachen, das seine Lerntalente ohne Verbiegung optimal entfaltet und dabei gesund bleibt.⁵

5 s. a. Schiffer, E. & H.: LernGesundheit. Weinheim und Basel: Beltz 2004.

Die Chance des spontanen Spielens im Sinne des Fairplay besteht also darin, das Eigene umzusetzen ohne wechselseitige Nötigung. In solch einem Spielen bin ich bereits ich selbst, da brauche ich später nicht das modisch strapazierte Schlagwort der Selbstverwirklichung (die ja oft auf Kosten anderer geschieht). Genötigt werden wir in unserem Leben schon ausreichend. Wird das Spielen noch vorprogrammiert, lernen wir kaum ein ursprünglich Eigenes kennen sowie einen eigenen Sinn zu entwickeln. Und damit lernen wir auch nicht, im Sinne des Fairplay unser spielerisch-dialogisches Gegenüber sich nach seinen Möglichkeiten entfalten zu lassen.

Nötigungen haben viele Gesichter, verkleiden sich oft als modische Trends oder Erziehungsideale. Grundmotiv ist zumeist, dass wir – als Eltern – in unserer Lebens-Not den Impuls haben, den Freiraum für das Spielen immer mehr einzuschränken. Das kann auch sehr still und unbemerkt ablaufen. Alles scheint in Ordnung zu sein.

Davon und wie in der Therapie der Freiraum für das Spielen wiedergewonnen werden konnte, soll gleich in dem nächsten Kapitel die Rede sein.

Vielleicht verspürt mancher bei diesem Kapitel zunehmend ein Unbehagen, und es drängt sich die Frage auf: »Was soll denn dieser Unfug, den Huckleberry Finn zu idealisieren? Das ist doch ein armer Teufel, der ohne ein Elternhaus aufwächst! Heißt es nicht immer, wie wichtig die Geborgenheit in dem Elternhaus für die gesunde Entwicklung der Kinder ist?«

Vermutlich würde ein Huckleberry Finn in unserer Gegenwart ganz anders leben. Vielleicht würde er aufgrund der fehlenden »ökologischen Nischen«, das heißt Freiräume wie Wald, Fluss, Floß, auch die meiste Zeit des Tages vor dem Fernseher oder der Playstation sitzen. Vielleicht könnte er uns aber auch noch einige neue Nischen zeigen.

Was an dem literarischen Huckleberry Finn aufgezeigt werden soll, ist, dass ein solches Erleben der Welt mit allen Sinnen – die Erfahrung der eigenen »Kompetenz« – eine fehlende Geborgenheit zum Teil ersetzen kann. Nicht vollständig natürlich, aber Zutrauen in die Welt kann auch auf diese Weise erworben werden.

Dies meint zugleich, dass ich die Fähigkeiten, die in mir schlummern, ausprobiere, ohne dass ich den Interessen und Weisungen eines anderen folge, d. h. mich selbst finde und »verwirkliche«, indem *meine* Motivation im Spielen umgesetzt wird.

Damit soll also weiterhin aufgezeigt werden, dass elterliche Geborgenheit in einen Würgegriff umschlagen kann, wenn die Eltern aus eigener Not heraus nicht mehr die Bedürfnisse und Interessen ihres Kindes im Auge haben, sondern vorwiegend ihre eigenen Ängste in Schach halten. Von daher wäre weniger Einflussnahme auf das Kind oft mehr. Dies meint aber keinesfalls Gleichgültigkeit oder antiautoritäre Erziehung, sondern ein Bereitstellen von Freiräumen, in denen ein Kind so wie der Huckleberry Finn abenteueren kann und dabei über sich und die Welt etwas erfährt. Diese Freiräume sind jedoch in unserer Welt mit ihrer Technik und ihrem Leistungsdenken nicht mehr selbstverständlich. Die Welt der Kinder ist einbetoniert und zuasphaltiert.⁶ Dieses Buch ist eine Aufforderung, mit der Spitzhacke einige Quadratmeter Asphalt herauszuschlagen. Wenn alle Eltern das täten, käme eine ganz schöne Fläche dabei heraus.

6 Damit ist ein bildhafter Wortgebrauch gemeint. Freiräume zum Spielen können für Großstadtkinder auch Hinterhöfe und Graffiti darstellen.

• III •

Einmal James Dean sein!

»Huckleberry war allen Müttern des Ortes von ganzem Herzen verhasst und wurde von ihnen gefürchtet; denn er war unerzogen, faul, gewöhnlich und schlecht. Aus diesem Grunde wurde er von allen Kindern so bewundert. Seine Gesellschaft war so gesucht und der Wunsch, so zu sein wie er, brannte in ihren Herzen. Tom war, wie alle unerzogenen Knaben, neidisch auf Huckleberrys freies, ungehindertes Leben und hatte strengen Befehl, nicht mit ihm zu spielen. Natürlich spielte er darum erst recht mit ihm, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot.«

Mark Twain

Diesem Kapitel muss eine Bemerkung vorangestellt werden, die auch für die anderen Kapitel gilt, in denen es darum geht, was in der Begegnung zwischen Müttern und Vätern mit ihren Kindern alles so geschehen kann. Es kann in der Darstellung einer Lebensgeschichte nicht darum gehen, eine Schuldige oder einen Schuldigen zu suchen oder, wie es bei manchen Therapeuten und auch Bestsellerautoren sehr beliebt ist, ein »motherhunting«, also eine Jagd auf die Mutter, zu veranstalten. Es geht nicht um Schuld, sondern allein um die Frage, was wir ändern können, was wir in Zukunft besser machen können. (Siehe auch Kapitel XV.)

Alle Eltern haben ihr Schicksal, durch das sie geprägt worden sind, über das sie auch – mal mehr, mal weniger – ihre Freiheit zu sich selbst und in der Beziehung zu ihren Kindern verlieren. Die Motive ihres Handelns bleiben dabei in der Selbstverborgenheit, und wohl gemeinte Einwirkungen auf die Kinder finden ihr Hauptmotiv darin, die Angst der Eltern zu beschwichtigen.

Ich habe nur sehr selten Eltern getroffen, die kein Gefühl der Liebe und Zuneigung zu ihren Kindern entwickeln konnten, aber auch das war dann verstehbar aufgrund eben des Schicksals, das diese Eltern erlitten hatten.

Unbeschadet dessen kann zweierlei festgehalten werden:

1. dass die meisten Eltern immer noch die innere Freiheit haben, Wege und Mittel zu suchen, die eigenen Ängste und Einschränkungen zu mildern. Das heißt, in der Regel das Gespräch zum Beispiel mit Freunden zu suchen oder eine Beratung ggf. auch eine Therapie.
2. dass es für die Kinder wichtig ist, im Rahmen einer Therapie Wut auf eben ihre Eltern erleben zu dürfen als Voraussetzung für

einen späteren inneren Friedensschluss.

Es gibt also keine perfekten Eltern, auch Therapeuteneltern sind nicht perfekt. Zudem ist es heute schwierig geworden für Eltern, weil so vieles an ihnen zerzt, so wenig selbstverständlich ist, und viele Eltern, insbesondere dann auch die Alleinerziehenden, isoliert leben. Es gibt auch immer weniger die Möglichkeit, im spontanen Gespräch eine Orientierung zu finden, dies umso mehr, als der Abend durchgängig eher dem Fernsehen und dem Internet als dem Gespräch der Eltern untereinander vorbehalten bleibt.

Die folgende Geschichte hat mich besonders bewegt, weil in ihr sehr deutlich wird, wie Sorge und verzweifelt Bemühen einer Mutter »danebengehen« können.

Herbert hatte das Pech, in der »schlechten Zeit« aufzuwachsen. Die Mutter stellte das mickerige Kerlchen beim Arzt vor, der ein Geräusch über dem Herzen hörte und den Verdacht auf einen Herzfehler äußerte. Kälte, Sport, körperliche Anstrengungen seien zu vermeiden, erklärte der Arzt der besorgten Mutter. Wollmütze, Schal, Handschuhe und warme Strümpfe wurden für Herbert sehr wichtig. Wenn er aus dem Hause stürmen wollte, um zu spielen, wurde er stets zurückgepiffen und auf seine vollständige Ausrüstung hin überprüft. Er ließ sich's wohl auch ohne größeren Widerspruch gefallen – vielleicht weil er merkte, dass die Mutter entspannter, manchmal sogar glücklich wirkte, wenn sie ihn umsorgen konnte. Sonst war Mutter eher kühl, distanziert, teilnahmslos. Später, nachdem Herbert »aus dem Haus war«, begann Mutter zu trinken und Beruhigungs- und Schlaftabletten zu nehmen. Die letzten 30 Jahre ihres Lebens waren öde und trostlos.

Offensichtlich konnte die Mutter nur über die gesundheitliche Fürsorge ihre Zuneigung und ihre Liebe ausdrücken, eine andere Möglichkeit besaß sie nicht. Sie war gehemmt und verklemmt, musste ihre gemüthhaften Bewegungen verbergen und alle Gefühle in sich hineinfressen. Über das frühere Schicksal der Mutter war wenig zu erfahren, Herbert war selber erschrocken darüber, wie wenig er eigentlich von seiner Mutter wusste, wie wenig diese ihm von sich selbst erzählt hatte. Auch vom Vater gab es wenig zu erzählen. Dieser war aus beruflichen Gründen sehr oft nicht zu Hause gewesen. Herbert ist ein braves Kind, zieht sich warm an, geht nicht so weit weg, ist abends pünktlich. Nur einmal, als er in eine Rauferei verwickelt wird, wirft er mit einem Stein so unglücklich, dass er einen Klassenkameraden am Kopf trifft. Entsetzt läuft er nach Hause und verkriecht sich vierzehn Tage im

Bett, gesundheitliche Beschwerden vortäuschend. Mutter versorgt ihn gern.

Bis zum Abitur bleibt er »brav«. Dann nimmt er sich in der Nähe des Elternhauses ein Zimmer und beginnt ein wildes Leben: Frauen, Alkohol und wilde Fahrten mit dem Auto. Gleichzeitig spürt er – wenn er nüchtern ist – seit dem Auszug aus dem Elternhaus häufiger einen Drehschwindel, verbunden mit Angstzuständen. Nicht lange Zeit darauf lernt er seine spätere Frau kennen, mit der er bald zusammenzieht. Seitdem leidet er an massiven Klaustrophobien, das heißt Ängsten, z. B. an der Kasse im Supermarkt. Wie gewohnt bekämpft er diese Ängste zunächst mit Alkohol, dann zusätzlich mit Beruhigungsmitteln, ist dabei jedoch immer noch beruflich erfolgreich und ein fürsorglicher Familienvater.

Dies hält er gut getarnt lange Zeit durch. Als er dann jedoch merkt, dass der Alkohol- und Tablettenkonsum eine Eigengesetzlichkeit gewinnen, das heißt, dass er ohne Betäubungsmittel gar nicht mehr vernünftig leben kann, wird er bei uns vorstellig. Im Gespräch wirkt er freundlich zugewandt, verbindlich, dann jedoch wieder distanziert und distanzierend.

Sehr angepasst, streckenweise geflissentlich, wirkt er zu Beginn der Therapie. Er bringt einen Schreibblock mit und notiert sich die wichtigsten Sätze. Nach einem Jahr ändert sich das. Herbert fängt an zu motzen, ist mit den Ergebnissen der Therapie nicht mehr einverstanden. Er erwartet von mir, nachdem er jetzt keinen Alkohol mehr trinkt und auch keine Beruhigungstabletten mehr nimmt, dass ich ihm einen »Trick« zeige, wie er auch vom Rauchen loskommen könne. Er habe da gehört, es gäbe so etwas wie ein Nikotinplaster.

Ohne dass ich den Impuls abfangen könnte, zeige ich ihm einen Vogel, und, da dies nun mal geschehen war, setze ich noch einen drauf: »Ganz schön bescheuert« fände ich das. Er schaut mich etwas erstaunt und ein bisschen erschreckt an, dann lachen wir beide. Das Lachen schafft den Übergang zwischen meiner ziemlich pubertären Reaktion und der darauffolgenden, wieder ernst gemeinten Äußerung, dass ich hinsichtlich des Rauchens für ihn schon die Möglichkeit sehen würde, spätestens zu diesem Punkt der Therapie aus dem Gebrauch seiner eigenen Freiheit heraus mit dem Rauchen aufzuhören, das heißt voll kompetent und eigenständig für sich entscheiden zu können. Ich wollte nicht den Fehler seiner Mutter wiederholen, auch da noch für ihn zu sorgen, wo er ganz gut alleine für sich zuständig sein könnte. Ich wollte ihm die Mütze nicht hinterhertragen.

In der Folgezeit taucht das Thema Raucherentwöhnung immer wieder auf. Oft ist der Hinweis darauf, wie sehr er sich doch